

Karl Otto Stöber

Mystik des Nordens

Begegnungen mit unerklärlichen Phänomenen



Inhaltsverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser!	7
------------------------------------	---

Teil 1

Der rettende Engel.....	12
Tiere in geheimer Mission.....	28
Als nur noch beten half.....	43
Im Spannungsfeld spiritueller Mächte.....	57
Dene: Ein indianisches Wunder.....	76
Auf den Spuren der Vorsehung.....	88
Die Geister von Stevens Village.....	120
Der mystische Fingerzeig.....	141
Eine verblüffende Vision.....	153

Teil 2

Mit neuen Augen sehen!.....	178
Sehen, was tiefer liegt!	179
Das spirituelle Prinzip in der Schöpfung	191
Der spirituelle Mensch.....	211
Unsterblichkeit – nicht nur ein Traum!	222
Schlusswort.....	234

Als nur noch beten half

Ich schwimme gern gegen den Strom und stelle mich mit Lust gegen den Wind, doch für Draufgängertum und Waghalsigkeit habe ich wenig übrig. Grenzsituationen stellen sich bei meinen Aktivitäten im wilden Land hinreichend von selbst ein. Mir würde es nicht im Entferntesten in den Sinn kommen, mein Leben durch eine Mutprobe aufs Spiel zu setzen. Dafür ist es mir viel zu kostbar!

Beim Umgang mit den Naturgewalten lernte ich von meinen indianischen Freunden die Kunst des Ausweichens und Sichbeugens. Um den Extremen der hochnordischen Verhältnisse gewachsen zu sein, ist es angebracht, sich an der Bigsamkeit der hier überlebenden Bäume ein Beispiel zu nehmen. Für »standhafte« Eichen gibt es in diesen Breiten keine geeigneten Lebensbedingungen. Sie würden schon in der Jugend von den winterlichen Blizzards zerschmettert.

Vom zweiten Sommer an bin ich viel mit einem älteren Indianer unterwegs gewesen. Es ist vorgekommen, dass wir uns im Gebirge vor einem plötzlich hereinbrechenden Schneesturm im wahrsten Sinne des Wortes verkriechen mussten. Mein erfahrener Gefährte zeigte mir, wie man das anstellt. Es zählt zu meinen schönsten Naturerfahrungen, hinter einem provisorischen Schutzschirm mitten im Unwetter am Lagerfeuer zu flegeln und wunschlos glücklich dem Treiben der entfesselten Elemente beizuwohnen.

Auch die bewunderungswürdige Geduld der Indianer musste von mir, dem umtriebigen Europäer, erst einmal erlernt werden. Wenn bei einer längeren Bootsreise ein arktisches Unwetter auf dem bis sechs Kilometer breiten Strom meterhohe Wellen ver-

ursacht, ist es das Klügste, sich im Schutz der Bäume auf unbestimmte Zeit eine behagliche Bleibe zu schaffen. Dabei machte ich die Erfahrung, dass man sich in Gottes freier Natur ebenso zu Hause fühlen kann wie in den schützenden, aber auch abgrenzenden vier Wänden.

Es ist das Abenteuerliche, zur Anpassung Herausfordernde, was diesem Wildnisleben das Prädikat »einzigartig« verleiht. Was mich immer wieder besonders packt, ist das Entdecken von Neuem in den unerforschten Weiten, die sich endlos in alle Richtungen auftun. Ich brauche nicht mühsam den höchsten Gipfel zu »bezwingen«, um mir zu bestätigen, dass ich als erster Mensch dort war. Ich muss nur einfach draufloswandern und schauen, was immer als neue Welt auf mich zukommt.

Es berührt mich besonders tief, nachzuerleben, was schon meine steinzeitlichen Ahnen empfunden haben müssen, wenn sie als Jagdnomaden in unbekannte Gegenden vordrangen. Wie aufregend und spannend muss ihr Leben gewesen sein, wie ungebunden und frei! Manchmal, wenn ich mit Eingeborenen unterwegs bin, erinnern sie mich mehr an eiszeitliche Jäger als an Menschen des 20. Jahrhunderts. Vor allem abends, wenn wir im schnell errichteten Camp hocken und sich ihre leise gesprochenen Worte mit dem Prasseln des Feuers vermischen, gibt es Momente, in denen ich mich in frühere Zeiten der Menschheitsgeschichte versetzt fühle. In solchen magischen Minuten wurde mir klar, dass das abwertende Bild vom prähistorischen Menschen, das zum Lehrstoff aller Schulen gehört, mit der Wirklichkeit nicht viel gemein hat.

Die waschechten Naturmenschen, mit denen ich es zu tun habe, sind mir in ihrer Welt nicht nur gewachsen, sondern eindeutig überlegen. Ich könnte mir vorstellen, dass ein hochge-

bildeter Stadtmensch – könnte er einem Artgenossen aus dem Jahre 10.000 vor Christus begegnen – vor diesem mehr Respekt hätte als jener vor ihm. Meine »Jäger und Sammler« erinnern in nichts an die Typen, die mich – in Fellfetzen gehüllt – stumpfsinnig aus den Lehrbüchern anlotzten. Im Gegenteil: Sie lieben es, sich geschmackvoll zu kleiden; ihr Auge ist scharfblickend und selbstbewusst; sie wirken nicht blöd, sondern aufgeweckt und gereift. Und sie lachen sogar, was man den dargestellten Menschen der Vorgeschichte anscheinend nicht zutraut.

Die allgemeine Vorstellung, dass wir Jetztmenschen uns seit der Jungsteinzeit in jeder Hinsicht positiv fortentwickelt haben, ist so nicht ganz zutreffend. Wir unterlagen zwischenzeitlich auch degenerativen Prozessen! Dazu gehört neben der Vermasung und leichten Beeinflussbarkeit für allerlei Irrsinn eine labilere psychische Kondition. Besonders negativ sind gewisse Charaktereigenschaften, die sich im Zuge der zivilisatorischen Entwicklung beim »Kulturmenschen« herausgebildet haben. Ich nenne nur die verbreitete Raffgier, den Dünkel, das Konkurrenzdenken und den Machthunger. Der weitgehende Freiheitsverlust im Denken und Handeln, der bis heute immer wieder zur totalen Versklavung in unfairen Gesellschaftssystemen geführt hat, darf in diesem Zusammenhang ebenfalls nicht übersehen werden.

Zu den eher harmlosen Irrtümern in der Lehrmeinung gehört die Gleichsetzung unserer steinzeitlichen Vorfahren mit Höhlenbewohnern. (Höhlen gibt es nur in relativ wenigen Gegenden. Zudem konnten sich die damaligen Jagdnomaden feste Wohnsitze ebenso wenig leisten wie die Nordlandindianer noch im 18. Jahrhundert. Ihre Unterkünfte waren vorübergehend bewohnte Lederzelte und Schutzhütten.) Viel gravierender ist der Denkfehler, bei unseren Vorfahren habe es sich um elend dahin-

vegetierende Kreaturen gehandelt. In Wirklichkeit hat es reichere Menschen als sie nie wieder gegeben. Unsere Fürsten besaßen viel; aber wohlhabender kann man nicht sein, als dass einem alles, wohin man den Fuß setzt, gehört. Ein entsprechendes Lebensgefühl dürften die damaligen Menschen denn auch gehabt haben. Was sie zum Leben brauchten, mussten sie sich einfach nur nehmen. Um diese Tatsache zu würdigen, versetze man sich in einen grenzenlosen Supermarkt – zwar ohne Bedienung, aber auch ohne Kasse!

Die Menschen der Steinzeit – auch die ersten Amerikaner – waren noch voll und ganz das, was ich selbst von jung auf sein wollte und im bescheidenen Umfang auch werden durfte: Erlebtes. Dieses Privileg gewann ich dadurch, dass ich das Dasein der letzten frei gebliebenen Indianer teile. Zugegeben, ich bin relativ schutzlos, weniger abgesichert als sie, denn sie haben den starken Schutzwall der Sippe. Aber das ist es, was meinem Abenteuer noch Entscheidendes draufsetzt.

Als Einzelgänger vergesse ich nie meine Verletzbarkeit und die Beschränktheit meiner physischen Kräfte. Das Angewiesensein auf die Güte meines Schöpfers hat in mir die Religiosität meiner Kindheit wieder neu wachgerufen. Es ist mir von besonderer Wichtigkeit, die Beziehung zum Herrn über Leben und Tod nicht zu vernachlässigen. An wen könnte ich mich im Falle der Lebensgefahr sonst auch wenden, wenn ich allein in menschenleeren Gegenden unterwegs bin!

Es geht mir wie den meisten indianischen Freunden, die mir treuherzig berichten, dass sie draußen in der Natur oft das Bedürfnis haben, zu Gott zu sprechen und ihm zu danken. Ihre Frömmigkeit lässt mich vermuten, dass der Mensch von Natur aus religiös ist. Das Bewusstsein der Omnipräsenz Gottes ist

in mir selber am stärksten, wenn ich Landschaften überblicke, die den Eindruck erwecken, er hätte sie erst eben erschaffen, oder wenn ich eine außergewöhnlich schöne Naturstimmung auf mich einwirken lasse. Manchmal zwingt es mich fast in die Knie, wenn ich mich in winterlicher Polarnacht mutterseelenallein unter einem weitgespannten Sternenhimmel mit mehr oder weniger starken Nordlichtern dahinbewege. Dann werde ich winzig klein, und in der atemberaubenden Pracht offenbart sich mir unverhüllt die überwältigende Größe Gottes.

In den Jahren meiner Einsiedelei hat sich mein Glaube an die von Furcht geprägte Ansprechbarkeit des »Großen Geistes« zum vertrauensvollen Verhältnis gewandelt. Zwischen ihm und mir steht nichts und niemand – weder ein Gottesleugner noch ein Kleriker, der möglicherweise denkt, dass ich ohne seine Mittlertätigkeit keine Chance hätte. Mehr und mehr ist mir klar geworden, dass es dem Schöpfer um nichts weniger als um eine individuelle Liebesbeziehung zwischen ihm, dem Vater, und mir, seinem Kind, geht. Auf diesem Boden ist ein Beten gediehen, das mir kein Theologe besser beibringen könnte, denn Vertrauen kann man nicht wie die Zehn Gebote auswendig lernen: Es wächst aus einer lebendigen und bewährten Beziehung. Dieser gewachsenen Bindung an Gott verdanke ich es, dass meine Rufe nicht im Winde verwehen, wenn es auf Hilfe von oben besonders ankommt.

30. SEPTEMBER 1963.

Ich habe seit Juli zwischen dem Großen Sklavensee und dem berühmten Wood Buffalo Park in einem Vermessungsteam bei zwölfstündiger Arbeit täglich gutes Geld verdient und bin nun im Begriff, mit einem neu erstandenen Motorboot zu meiner 800 Kilometer entfernten Urwaldklause zurückzukehren. Eigentlich

hatte ich geplant, von Hay River aus mit dem Außenbordmotor im Reisegepäck nach Fort Wrigley zurückzufliegen. Da aber in diesem Herbst der »Indian Summer« kein Ende nehmen will, entschieße ich mich kurzerhand zum Kauf eines ausgedienten Bootes, das ein Fischer mir billig angeboten hat. So ergibt sich die Möglichkeit, in Hay River einen Großeinkauf für den Winter zu tätigen und bei der mehrtägigen Heimreise auch noch meinen diesjährigen Elch zu erlegen.

Die extrem gute Wetterlage geht jetzt offenbar rasch zu Ende. Weil am Vormittag der Große Sklavensee ziemlich rau ist, dann aber Flaute eintritt, will ich die Gelegenheit nutzen und nicht mehr bis zum morgigen Tag warten. Nach meiner Berechnung müsste ich den sicheren Outlet des Sees in weniger als zwei Stunden erreicht haben. Ich schätzte, das Tageslicht hält trotz zunehmender Bewölkung mindestens ebenso lange vor.

Ich mag erst eine gute halbe Stunde gefahren sein, als ein Windstoß über die sanft gewellte Wasseroberfläche hinwegfegt. Er ist das Startsignal für immer heftigere und immer rascher aufeinanderfolgende Böen. Ich weiß, dass der Rest dieser Fahrt kein Vergnügen sein wird.

Der Große Sklavensee gilt als eines der gefährlichsten Inlandgewässer. Mit rund 28.000 Quadratkilometern und einer maximalen Breite von 450 Kilometern ist er fast 50 mal größer als der Bodensee. Vom Nordufer zum Südufer haben die Winde eine ungehinderte Anlaufstrecke von über 100 Kilometern. Das führt zu dem gefürchteten Phänomen, dass sich ein Sturm aus dem Norden innerhalb von Minuten zur Spitzengeschwindigkeit steigern kann! Jährlich holt sich das unberechenbare Gewässer eine beachtliche Anzahl von Opfern. Auch Schubschiffe haben ihre Ladung auf dem tosenden See mehrfach schon eingebüßt.

Fast ebenso rasch, wie die Windstärke sich steigert, wachsen um mich herum die Wellen. Mir ist klar, dass keine Zeit zu verlieren ist, den Strand anzusteuern, dem ich im Abstand von etwa zwei Kilometern gefolgt bin. Sollte ich kentern, so wäre mein Schicksal besiegelt, da selbst im Hochsommer die Wassertemperatur in einiger Entfernung vom Seeufer nicht über 4° Celsius hinausgeht. Mit Unbehagen denke ich an die früher gewonnene Erkenntnis, dass das Wasser in den langgestreckten Buchten des südwestlichen Strandes bis weit in den offenen See hinaus von zahlreichen Sandbänken durchsetzt ist. Aus diesem Grund fahre ich auch nicht dichter am Ufer entlang.

Als ich mich dem Land bis auf weniger als einen Kilometer genähert habe, rammt mein Boot schon die erste Barre. Ich suche lange nach einem Durchschlupf zum festen Land, gerate aber immer wieder auf Sandbänke, von denen ich nur mit Mühe und erheblichem Zeitaufwand wieder freikomme. Mir bleibt nichts weiter übrig, als in gebührendem Abstand vom Strand weiterzufahren.

Meine Lage erinnert mich an eine ähnliche Situation vor zwei Jahren. Damals waren es Eismassen, die mich im Frühsommer vom Ufer fernhielten. Zwischen Mitte und Ende Juni werden die verbliebenen Eisschollen bei entsprechender Windrichtung in die Seebuchten getrieben. Seinerzeit fuhr ich am felsigen nordwestlichen Strand entlang, als sich unerwartet ein starker Ostwind erhob. Vor dem Strand lagen kompakt die zusammengeschobenen Eismassen. Ich hatte mir vorgestellt, bei zu hohem Wellengang zwischen den immer noch dicken Eisschollen Schutz zu suchen. Doch zu meinem Entsetzen geriet das relativ eng gefügte Brucheis bei Zunahme des Windes malmend und rumpelnd in Bewegung. Mein Boot wäre zerstört worden, hätte

ich mich dazwischengewagt. Ich hatte also auch damals keine andere Wahl, als die Fahrt fortzusetzen, und konnte von Glück reden, dass ich gerade noch rechtzeitig an einer eisfreien Landzunge zwischen Felsvorsprüngen einen sicheren Landeplatz finden konnte.

Bei der jetzigen Fahrt verliere ich sehr viel Zeit durch die häufigen Versuche, doch noch das Seeufer zu erreichen. Hinzu kommt, dass ich mit herabgesetzter Geschwindigkeit im Zickzackkurs fahren muss, um die Wellenkämme möglichst schräg anzugehen und damit ein Überspültwerden des Bugs zu verhindern. Doch ich kann nicht vermeiden, dass immer öfter ein gehöriger Wasserschwall seitwärts ins Boot bricht. Schon bald reicht das übliche Schöpfgefäß nicht mehr aus, das eindringende Wasser schnell genug wieder hinauszubefördern. Deshalb muss ich den 20 Liter fassenden Schmieröl-Eimer zum Einsatz bringen, den ich vorsorglich unter dem Sitzbrett verstaut habe.

Es ist eine höllische Plackerei, mit der linken Hand den Steuerknüppel des Motors zu bedienen und mit der rechten unausgesetzt zu kübeln! Wie lange werde ich die Situation noch im Griff haben? Ist es möglich, dass die angespannten Sinne das chaotische Geschehen pausenlos unter Kontrolle haben? Wann werden meine Kräfte zu Ende gehen? Ein einziger Fehler kann dazu führen, dass mein Lebensabenteuer mit 29 Jahren in den Fluten des Großen Sklavensees zu Ende geht. So spricht es aus meinen Ängsten. Doch mein Gottvertrauen lässt sich davon nicht schwächen. Letzteres erweist sich immer dann am stärksten, wenn mein Selbstvertrauen seinen Tiefpunkt erreicht hat. Im wahrsten Sinne des Wortes bete ich wie einer, der in einem sinkenden Boot sitzt! Ich habe mir bis hierher stets eingebildet, ich bewährte mich bestens im hochnordischen Kampf ums

Überleben; jetzt erst erlebe ich, wie echter Überlebenskampf aussieht!

In dieser lebensbedrohlichen Situation habe ich nicht wahrgenommen, dass sich meine Gummistiefel stetig mit Wasser füllen, sodass ich meine Füße und Unterschenkel vor Kälte mittlerweile kaum noch spüre. Der Wasserstand im Boot hat trotz des vielen Kübelns mit dem übergroßen Eimer eine erschreckende Höhe erreicht. Immer, wenn der Bug sich an einem Wellenberg aufrichtet, kommt das Wasser nach hinten geströmt und reicht mir bis knapp an die Knie. Beim Absinken meiner Nusschale in ein Wellental fließt es wieder nach vorn und reißt verschiedene lose Gegenstände mit sich. Ich befürchte ernsthaft, dass durch die starke Gewichtsverlagerung die Bootsspitze zu tief in die nächste Woge eintaucht und mein Gefährt mit einem Schlag überspült wird!

Sicherlich ist es der hohen psychischen und physischen Belastung zuzuschreiben, dass mir die einbrechende Dunkelheit erst dann richtig bewusst wird, als ich den Strandverlauf nur noch schwach an der schwarzen Silhouette des Waldes erkennen kann. Wegen der Zickzackfahrt mit gedrosselter Geschwindigkeit habe ich zwar eine beträchtliche Strecke zurückgelegt, doch dem Ziel habe ich mich wenig genähert. Bei meinen Jagdtouren im Herbst habe ich bereits öfter das demoralisierende Gefühl kennengelernt, im Dunkeln bei Wind und Wellen auf dem Wasser zu sein. Auch habe ich in viel jüngeren Jahren extremste Bedingungen bei den Hochseefischern auf einem Fischdampfer kennengelernt. Was ich jetzt aber erlebe, das ist der reinste Horror! Ich bin nass dem Wind ausgesetzt und friere erbärmlich. Mein Boot ist ein Spielball der Elemente, und nun zu allem noch die anbrechende Dunkelheit! Meine Lage ist einfach haarsträubend!

Ungeachtet des gespenstischen Szenarios und des merkwürdigen Gefühls, mich jenseits aller Normalitäten zu befinden, bewahre ich in mir die Überzeugung, in Gottes Hand geborgen zu sein. Ich empfinde es als Wunder, dass ich ohne zu schwächeln imstande bin, fortgesetzt mit dem 20 Liter fassenden Eimer das einströmende Wasser hinauszubefördern und dass der Wasserstand im Boot über eine kritische Höhe nicht hinausgeht. Mir ist, als sei ein zweiter, stärkerer Mann unsichtbar mit mir, um das zu bewirken, was für einen einzelnen Menschen zu viel ist.

Äußerlich in lebensbedrohlicher Lage, innerlich die tiefe Gewissheit in die Allmacht Gottes, kommen mir nun Gedanken und Bilder in den Sinn. Ich erinnere mich an die Geschichte von Shackletons gescheiterter Antarktis-Expedition von 1915/16. Als er nach einer unmenschlichen Odyssee mit zweien seiner Leute unter Aufwand der letzten Kräfte das Gebirge von South Georgia überquerte, um von einer Walfangstation auf der anderen Seite der Insel Hilfe für die zurückgelassene Mannschaft zu holen, hatte er ein übersinnliches Erlebnis. Er beschrieb später die Wahrnehmung einer vierten Person, die sie begleitete und offensichtlich auf dem kürzesten Weg ans Ziel führte. Einer seiner Weggefährten gab an, er ebenfalls habe diese Wahrnehmung gehabt. Nun glaube auch ich, dass ich in meiner prekären Situation nicht allein bin.

Mittlerweile ist es schwierig geworden, überhaupt noch etwas eindeutig zu erkennen. Nicht nur die Dunkelheit, sondern auch das Spritzwasser, das der Wind mir ins Gesicht schleudert, behindert die Orientierung. Als ich den Strandverlauf kaum noch ausmachen kann, bemerke ich plötzlich am westlichen Horizont ein zartes, aber deutlich erkennbares Funkeln. Es sieht wie ein schwachscheinender Stern aus, der zwischen den Wellenkäm-

men aufleuchtet und schwindet. Ein Stern kann es aber nicht sein, da der Himmel bewölkt ist und die Lichtquelle um Einiges zu tief steht.

Ich habe einmal gelesen, dass das menschliche Auge bei völliger Dunkelheit und klaren Sichtverhältnissen eine brennende Kerze noch aus mehr als zehn Kilometer Entfernung wahrnehmen könne. Aber ich weiß, dass es am westlichen Strand des Großen Sklavensees weder ein Dorf noch eine einzige menschliche Behausung gibt. Es bleibt für mich ein Rätsel, um was es sich bei dem seltsamen Lichtspot handeln könnte. Eins aber steht fest: Das schimmernde Etwas befindet sich im 90-Grad-Winkel zur nordsüdlichen Windrichtung, also im Westen, genau dort, wo ich hinwill oder besser gesagt hinmuss! Solange ich mich an diesen »Stern« halte, werde ich auf dem richtigen Kurs sein!

Der neue Lichtblick mobilisiert in mir alles, was noch an Kräften vorhanden ist. Mit gesteigerter Inbrunst rufe ich Gott an, wobei ich in meiner Not Versprechungen mache, die ich kaum imstande bin einzuhalten, weil ich mich nicht mehr an sie erinnern werde, wenn für mich die Welt wieder in Ordnung sein wird.

Die Lichtquelle im Westen gewinnt langsam, aber sicher an Umfang. Dabei verliert sie allerdings ihren sternartigen Charakter. Sie entwickelt sich zu einer leuchtenden Fläche. Und dann erkenne ich auch, um was es sich handelt: Es ist eines der großen Hauszelte, wie sie die Indianer neben den traditionellen Tipis häufig benutzen. Das Licht einer Kerosinlampe durchleuchtet die weiße Leinwand und macht die Längsseite des Zeltens quasi zu einem Bildschirm. Schon erkenne ich die Umrisse von Menschen, die sich vor dem Zelt hin und her bewegen. Man ist offenbar in froher Erwartung, weil das herannahende Boot auf sie zuhält und den sicheren Strand bald erreicht hat.

Ich kenne die Indianer! Sie wissen natürlich längst, dass da draußen noch jemand unterwegs ist. Zwar läuft mein neuer Motor nicht sehr geräuschvoll, aber immer, wenn sich die Schraube mit dem hinteren Bootsteil aus dem Wasser hebt, heult er auf wie ein ausgehungertes Husky.

Als ich noch etwa 100 bis 200 Meter vom Zelt entfernt bin, kracht der Bug meines Bootes unerwartet hart gegen einen der flachen Felsen, die den Outlet des Großen Sklavensees säumen. Ich bin in Sicherheit, bin gerettet! Ich will aufspringen und aussteigen, aber die Beine versagen mir ihren Dienst. Es dauert eine Weile, ehe es gelingt, die angewinkelten Knie unter Schmerzen zu strecken, sodass ich in der Lage bin, mühsam ein Bein vor das andere zu setzen. Wie es dann weitergeht, wie ich in den Schlafsack komme, der mit anderen wichtigen Sachen in einem wasserdichten Sack steckte, ist mir ein Rätsel. Bin ich ohnmächtig geworden? Leisteten die immer hilfsbereiten Indianer mir Beistand? Aufgrund des massiven Erschöpfungszustands fehlt mir einfach die Erinnerung!

Wie dem auch sei: Als ich gegen Mittag des nächsten Tages bei MÖwengeschrei erwache, finde ich mich wohligh gebettet, mit einer Plane bedeckt, im Boot wieder. Es regnet. Von meinem »Leitstern«, dem Hauszelt, ist nichts mehr zu sehen. Ich komme mir vor, als ob ich ein neuer Mensch sei. Ein grandioses Gefühl ergreift meine Seele. Ich danke Gott für mein Leben. Ich weiß, ich brauche mir auf meine Leistung nichts einzubilden, da ich diese Sternstunde Ihm allein zu verdanken habe. Ich glaube, ich habe bis hierher noch nie eine so große Dankbarkeit empfunden und nehme mir vor, künftig für jeden Tag meines Daseins dankbar zu sein – egal, wie er auch ausfällt.

Meine Gedanken wandern zurück in meine Kindheit und

Jugend, als wir die Kriegsschrecken und Hungerjahre hinter uns hatten und eine Welle der Frömmigkeit den nachfolgenden Wohlstandswellen vorausging. Trotz aller Not und Zerstörung waren wir unendlich dankbar, mit dem Leben davongekommen zu sein!

Wenn ich heute, an meinem Schreibtisch sitzend, die damalige und gegenwärtige Situation unseres Volkes vergleichend betrachte, dann sage ich mir, dass wir auch angesichts der Folgen unserer Maßlosigkeit allen Grund haben, zu den tugendhaften Prinzipien unseres Glaubens zurückzukehren. Wir sollten uns davor hüten, über die »verklemmten Moralisten« der Nachkriegsjahrzehnte zu spotten und nüchtern prüfen, ob wir tatsächlich zu einer besseren Lebensauffassung gelangt sind.

»Du kannst so rasch sinken,« warnt Marie von Ebner-Eschenbach in einem anderen ihrer Sinnsprüche, »dass du zu fliegen meinst«

Ich finde, wir haben Anlass, Gott für unser Wohlergehen zu danken – vor allem auch dafür, dass der fast vierzigjährige Kalte Krieg nicht heiß wurde und Europa eine relativ lange friedvolle Zeit erfährt, auf der sich unsere äußere Prosperität gründet!

Nach meiner Einschätzung wurden im Westen im Zuge des steigenden Wohlstands die ideellen Werte sträflich vernachlässigt. Im atheistisch bedrängten Osten hingegen vollzog sich wegen des staatlichen Drucks eine insgesamt positivere spirituelle Entwicklung. Vor allem die polnische Nation bewährte sich als betendes Volk und erreichte, was ein blutiger Kampf mit Sicherheit nicht erbracht hätte. Das marxistisch-leninistische Gewaltsystem zerbrach an der Widerstandskraft des Glaubens. Im neuen Russland vollzog sich die durch Gorbatschow eingeleitete Abkehr vom Kommunismus.

Bei uns in Deutschland scheinen viele vergessen zu haben, dass die Wiedervereinigung nicht nur kraft politischer Anstrengungen, sondern besonders durch die 1982 begonnenen Montagsgebete in der Nikolaikirche zu Leipzig eingeläutet wurde. Den Montagsgebeten folgten – ebenfalls von der Nikolaikirche ausgehend – die friedlichen Massendemonstrationen (»Wir sind das Volk!«), die das Ende des DDR-Regimes nach sich zogen. Was damals geschah, war das Werk eines gnädigen Gottes, der Gebete erhört. Kein Mensch verstand, was sich im Herbst 1989 mit unaufhaltsamer Kraft und Dynamik vor aller Augen vollzog! (Selbst das SED-Politbüromitglied Schabowski wusste nicht, was er tat, als er am 9.11.1989 »irrtümlich« die Öffnung der deutsch-deutschen Grenze der Öffentlichkeit bekanntgab.)

Auch wenn viele ein göttliches Wirken nicht anerkennen mögen, so bin ich doch überzeugt, dass nicht wenige von denen, die damals für dieses Wunder gebetet haben, Gottes Eingreifen in unsere Zeitgeschichte würdigten und ihm von ganzem Herzen dankten. Im Übrigen zweifle ich nicht daran, dass der Glaube an das Gebet weder bei uns noch anderswo völlig schwinden wird. Jeder erfährt einmal – und sei es erst dann, wenn es mit ihm zu Ende geht – die eigene Hilflosigkeit und Ohnmacht. Zu beglückwünschen ist der, der schon früh in seinem Leben erkannt hat, dass es eine wohlmeinende höhere Macht gibt, an die er sich wenden kann – eine Allmacht, die unendlich viel mehr bewegt als die Mächtigsten dieser Welt, die sich zu guter Letzt als nicht stärker erweisen als die Schwächsten!